

Bilder schlafen

Typoskript einer Rede, Hamburg im November 1996

In den vergangenen Tagen habe ich Thomas Huber in seinem Haus bei Düsseldorf besucht. Es erstaunte ihn, sagte er bei meiner Ankunft, dass wir uns heute hier trafen. Er wäre nämlich, nach seiner Erfahrung heute Morgen zu schließen, gar nicht da. Die Welt, sagte er, hätte ihn heute Morgen vergessen. Er wäre deswegen in sehr schlechter Verfassung. Er sei heute Morgen aufgewacht, sagte er und, sagte er, ich bin sofort ganz wach gewesen. Es gab nicht, wie üblich, den langsamen Übergang vom Erwachen zum Wachsein. Im Gegenteil, ich war sofort hellwach, und ich habe sofort gewusst, augenblicklich gewusst, dass der Tag ohne mich begonnen hat. Man hatte mich schlicht und einfach vergessen, so wie man eine Tüte in der Trambahn vergessen, stehen lassen kann, so bin ich, wie eine Tüte in der Trambahn stehen gelassen worden. Im Zimmer war ein freundliches Licht. Von draußen vernahm ich die Geräusche des Verkehrs. Autotüren gingen auf und zu, geschäftige Schritte tönnten von der Straße ins Zimmer hinauf und machten mir bewusst, dass ich von allen Unternehmungen dieses Tages ausgeschlossen sein würde, weil man mich zu Beginn des Tages nicht mitgenommen hatte, man mich dort vergessen hatte. Man hatte mich übersehen. Draußen ging der Tag schneller und schneller voran. Nur ich war da noch am Anfang, den dieser Tag längst hinter sich gelassen hatte. Er hätte, sagte Thomas Huber, immer schon Probleme mit der Zeit gehabt. Sein Problem sei die Zeit, mit der Zeit wäre er nie zu Recht gekommen, er hätte sich, sagte er, mit der Zeit nie arrangieren können. Zum Beispiel wäre er immer, in jedem Lebensabschnitt lieber älter gewesen, als er es eigentlich zu diesem Zeitpunkt gewesen wäre. Er sei sich immer zu jung vorgekommen. Ich fühlte mich immer und auch heute noch zu jung, sagte er, zu unreif und zu unerfahren. Ich werde mein Kindsein nicht los, sagte er. Das Kind das ich einmal war, ist mit dem Alterwerden nicht aus mir heraus verschwunden. Ich bin immer davon ausgegangen, dass ich mit zunehmendem Alter mein Kindsein verlieren würde. Aber das Kind ist nicht aus mir weggegangen, es ist immer noch in mir. Vielleicht liegt es daran, dass ich mich von meinem Kindsein nicht habe trennen können, dass andere das können, dass andere ihr Kind klammheimlich an einer Ecke stehen lassen und weiter gehen. Ich habe das nie geschafft, sagte er, er hätte sein Kindsein nicht an einer Ecke stehen lassen können. Er meine, sagte er, das wäre sein Problem mit der Zeit. Er litte unter der Zeit, sie, die Zeit, wäre für ihn Anlass ständiger Sorge, er sei ständig in Sorge, ob er zur rechten Zeit komme. Er hätte immer Angst, zu spät zu kommen und aus Angst zu spät zu kommen, ginge er immer so los, dass er zu früh komme, er käme immer zu früh, aus Angst zu spät zu kommen, darum wäre er noch nie in seinem ganzen Leben zur rechten Zeit gekommen. Er beschäftige sich, sagte er, ja ausschließlich mit Bildern, außer Bildern würde ihn nichts interessieren. Und natürlich würde er auch an Bildern die Zeitproblematik erkennen. Für ihn wären die Bilder ein Problem der Zeit, sagte er. Früher, sagte er, hätte er gesagt, Bilder sind ein Ereignis, Ein Bild ist weniger eine Sache, ein Bild ist ein Ereignis, hatte er früher schon gesagt, sagte er. Bilder sind nicht, Bilder geschehen, sagte er, hätte er gesagt. Darum hätte er früher Reden für seine Bilder vor Publikum gehalten, um den Ereignischarakter des Bildes zu verdeutlichen. Er hätte die Arbeit am Bild als die Vorbereitung und Erwartung, vor allem als Erwartung dieses Ereignisses verstanden. Er hätte immer geglaubt, dass jenes, was in die Bilder hineinzumalen ihm nie gelungen wäre, im Ereignis des Bildes dort im Bild dann ankommen würde. Er hätte immer von der Ankunft gesprochen, sagte er. Er hätte von der Hereinkunft gesprochen. Was da hereinkommen sollte, in die Bilder hereinkommen sollte, hätte er aber selbst auch nicht gewusst. Ich wusste es nicht, sagte er, sonst hätte ich es ja selber malen können, also hätte er immer darauf gewartet, aber es wäre nie etwas gekommen, sagte er, es wäre nichts geschehen, dabei hätte er alles so gut vorbereitet für diese Ankunft, er hätte seine Bilder weiß Gott geräumig gemalt, in seinen Bildern wäre immer genug Platz gewesen, nur gekommen wäre

nie etwas. Vielleicht hatte es daran gelegen, dass er nicht gewusst hätte, was kommen sollte, und es wäre etwas gekommen, nur weil er nicht gewusst hätte, was es sein sollte, das er da erwartete, hätte er es nicht bemerkt, sagte er. Ich wusste eigentlich auch nie, was ein Bild ist, sagte er, und ich weiß es auch heute noch nicht. Die Frage, was ein Bild ist, lässt mich nicht los, sagte er, die Frage, was ein Bild sei, würde ihn ununterbrochen quälen, sagte er, weil er den ganzen Tag an Bilder denken würde, aber nicht wüsste, was ein Bild sei, würde er sich den ganzen Tag die Frage stellen, was ein Bild sei. Er hätte darum angefangen, Philosophie zu lesen. Er hätte viel Philosophie gelesen, viel zu viel Philosophie hätte er gelesen. Es hätte Zeiten gegeben, da hätte er nur Philosophie gelesen, jeden Tag ein Buch gelesen, das sich mit der Frage auseinander gesetzt hätte, was ein Bild sei. Er wäre dabei nur unglücklich geworden, er wäre fast ein Philosoph geworden, sagte er. Darum hätte er mit dem Malen wieder angefangen. Er hätte Bilder gemalt, ohne zu wissen, was ein Bild ist. Er hatte Bilder gemalt, ohne vorher die Frage geklärt zu haben, was ein Bild ist. Er hätte mit dem Malen die Frage nicht gelöst, sondern mit jedem Bild diese Frage nur noch vergrößert, sagte er. Er hätte die Unverantwortlichkeit seines Tuns kaum noch ertragen, sagte er. Die einzige Möglichkeit, dieser Frage, was ein Bild sei zu entkommen, wäre gewesen, Holzmaserung anzuschauen. Er könne tagelang Holzmaserung anschauen, sagte er, er würde nie satt vom Anblick von Holzmaserung. Die einzigen Momente in seinem Leben, wo er glücklich gewesen sei, seien bei der Betrachtung von Holzmaserung gewesen, sagte er. Besonders der Anblick von Kirschholzmaserung würde ihn glücklich stimmen. Nicht Buche, sagte er, bei ihm zu hause, in seiner Kindheit hätten sie vor allem Möbel aus Buche gehabt. Er wolle nicht sagen, er hätte eine unglückliche Kindheit gehabt, weil er nur Maserungen von Buche hätte anschauen können. Er hätte ja auch Tannenmaserung anschauen können. Aus Tanne hätten sie auch einige Möbel gehabt, aber sowohl Tannenmaserung als auch Buchenmaserung, wäre nie so schön wie Kirschholzmaserung. Seine Mutter hätte ihre Möbel nur in Buche oder Tanne entworfen, nie in Kirsche. Darum hätte er, als er Geld gehabt hätte, als erstes einen Tisch aus Kirsche machen lassen, sagte er. Er hätte das Erlebnis der Unabhängigkeit vom Elternhaus in der Betrachtung von Kirschholzmaserung gehabt, in der befreienden Wirkung von Kirschholzmaserung gehabt, sagte er. Seine Mutter hingegen, hätte die Altartische für die Kirchenbauten des Vaters ausschließlich in Tanne oder Buche entworfen, sagte er. Sie saß in ihrem Büro am Tisch und entwarf Altartische aus Tanne oder Buche und ich saß daneben, sagte er und schaute ihr zu. Meine ganze Kindheit saß ich neben meiner Mutter im Büro und habe ihr zugeschaut, wie sie Altartische gezeichnet hat, sagte er. Aufriss, Grundriss und Seitenriss zeichnete sie im 20stel. Die Holzverbindungen hat sie als Detail im Maßstab 1:1 gezeichnet. In diese Details hinein hat sie dann zur Verdeutlichung die Holzmaserung gezeichnet. Sie konnte das wunderbar. Sie konnte Holzmaserung sehr gut zeichnen. Sie konnte den Unterschied zwischen Tannenmaserung und Buchenmaserung deutlich hervorheben. Ich habe ihr immer ganz neidisch zugeschaut, wenn sie Maserung gezeichnet hat. Ich habe mir immer gewünscht, sehnlichst gewünscht, einmal einen Beruf ausüben zu dürfen, der mit Maserung, mit der Darstellung von Holzmaserung zu tun hat. Dieser Wunsch ist in mir angewachsen, seit ich neben meiner Mutter saß und ihr beim Zeichnen von Altartischen zugeschaut habe, sagte er. Holzmaserung würde ihn, das ginge ja fast jedem so, an Wasser erinnern, an das Fließen von Wasser, an Wellen von Wasser, andererseits erinnere ihn Holzmaserung aber auch an den Schlaf, sagte er. Holzmaserung sei so, wie er schlafe, sagte er. Er würde seinen Schlaf in Holzmaserung wieder erkennen, vor allem in Kirschholzmaserung würde er ihn wieder erkennen, nicht in Tanne und auch nicht in Buche; in beiden schlafe er schlecht, sagte er. In Kirsche würde er bestimmt gut schlafen, er hätte aber kein Kirschholzbett, sein Bett wäre in Birne. Birnenholz könne er für den Schlaf aber auch empfehlen, überhaupt Obsthölzer könne er für den Bau von Betten empfehlen, wenn's etwas gäbe, wo er sich auskenne, sagte er, dann wäre es das Verhältnis von Holzmaserung zum Schlaf. Das wäre sein Thema, der Schlaf wäre sowieso sein Thema, sein Bildthema. Wenn es noch ein Bildthema gäbe, so wäre das der Schlaf. Er würde nur noch Bilder zum Schlaf malen, hätte immer nur den Schlaf gemalt, etwas anderes hätte ihn nie interessiert. Das einzig Unverkraftete im Leben wäre der Schlaf, sagte er, alles andere

im Leben wäre Krampf. Wenn man müde ist, sagte er, geht man ins Bett, er jedenfalls ginge, wenn er müde wäre, ins Bett. Da würde ihn nichts aufhalten. Wenn er müde sei, sagte er, ginge er ins Bett, da könne er über Leichen gehen, er könne über Leichen ins Bett gehen. Das liege bei ihm in der Familie. Schon sein Onkel hätte sich bei Einladungen bei sich zu Hause, bei vorgerückter Stunde, einfach ausgezogen. Er hätte sich vor allen Leuten ausgezogen, hatte seine ausgezogenen Kleider zwischen den Gästen auf den Tisch gelegt und hätte sich sein Pyjama angezogen, wenn er müde gewesen sei, und die Gäste wären dann immer sofort gegangen, und er, der Onkel wäre dann ins Bett gegangen, auch wenn die Tante sich deswegen immer geschämt hätte. Er und sein Onkel hätten sich ihrer Müdigkeit nie geschämt. Sie wären, wenn sie müde gewesen wären, sofort ins Bett gegangen, sagte er. Alles könne man aufschieben, man könne das Essen aufschieben, man könne die Arbeit aufschieben, aber wenn er müde wäre, ginge er ohne Aufschub ins Bett. Wenn es etwas gegeben hätte, dem er schon immer vertraut hätte, dann wäre das seine Müdigkeit gewesen, an alles andere hätte er aufgehört zu glauben, sagte er, er glaube heute ausschließlich noch an die Müdigkeit. Er wäre noch nie zu spät zum Schlafen gekommen, er wäre auch noch nie zu früh zum Schlafen gekommen, er wäre immer rechtzeitig zum Schlafen gekommen. Wenn er Qualitäten hätte, sagte er, dann wäre das sein Schlaf. Seine Frau sage das auch, sagte er. Sie brauche seinen Schlaf, damit sie einschlafen könne. Ohne seinen Schlaf könne sie nicht einschlafen. Was sie an ihm schätze, sagte seine Frau, sagte er, sei seine Müdigkeit, die alles drängende Schwere seiner Müdigkeit hin zum Schlaf, würde ihr erst den eigenen Schlaf öffnen. Seine Müdigkeit wäre schlicht und einfach überzeugend, er hätte eine charismatische Müdigkeit, sagte seine Frau, sagte er. Einschlafen ist allein die Frage der rechten Zeit, sagte er. Er hätte den Zeitpunkt des Einschlafens noch nie verpasst, er wäre noch immer zum richtigen Zeitpunkt eingeschlafen. Alle anderen Augenblicke in seinem Leben hätte er immer verpasst, wenn er nicht geschlafen hätte, hätte er immer alles verpasst, er wäre immer zu früh oder zu spät gekommen. Er sähe, sagte er, dann eine Grundbestimmung der Existenz, seiner Existenz. Die Existenz ist anachronistisch, sagte er. Wir kommen grundsätzlich zu früh oder zu spät, sagte er, nur der Schlaf erlaube da eine Ausnahme, denn der Schlaf wäre eine Zwischenform der Existenz, der Schlaf wäre nicht ausschließlich dem Sein verpflichtet. Er wolle jetzt nicht alle Möglichkeiten der Existenz beleuchten, um seine These zu belegen, sagte er. Er ginge hier von sich aus, von seiner Erfahrung mit Bildern ginge er aus. Bilder wären wie gesagt, sagte er, seine Existenzform. An Bildern könne er jederzeit die Unzeitgemäßheit der eigenen Existenz nachweisen. Vor Bildern käme man immer, sagte er, grundsätzlich, sagte er, zu spät, oder zu früh, sagte er. Wenn man käme, wären die Bilder schon da, oder man käme und die Bilder wären noch nicht da. Wie man es auch richten würde, man käme nie zur rechten Zeit, sagte er. Wenn die Bilder noch nicht da wären, könne man sie logischerweise auch nicht sehen, obwohl man sie so unbedingt habe sehen wollen. Als Künstler sei man andauernd in dieser Situation, sagte er. Man möchte die Bilder sehen und kann sie noch nicht sehen, weil man sie noch nicht gemacht hat, sagte er. Das ganze Elend des Künstlertums bestehe in dieser fortgesetzten, andauernden ununterbrochenen Enttäuschung, die Bilder nicht sehen zu können, die man sich vorgenommen hätte, anzuschauen. Man jage als Künstler immer hinter den Bildern her, die man nicht habe, sagte er. Man wäre immer zu früh, das Künstlertum wäre eine einzige Verfrühung. Ob Künstler oder nicht, man käme aber genauso gut immer zu spät, denn immer wären schon so unendlich viele Bilder da, wenn man auf der Welt ankomme, sagte er, das wäre aus seiner Sicht, der Umstand, dass man nach dem Bild ankomme, für das man dann gehalten werde, das wäre aus seiner Sicht so unerträglich, dass er sich das gar nicht vorstellen wolle, obwohl es ihm ständig vorgestellt würde, sagte er. Das Verspätete der Existenz besteht ja nicht dann, dass man zu spät vor die Bilder kommt, sagte er, sondern dass man schon in den Bildern ist, wenn man ankommt, dass die Bilder, in denen man sich vorfindet, schon vor einem da waren. Noch jedes Bild, das er gesehen hätte, sagte er, hätte ihn sofort verschluckt. Er wäre noch von jedem Bild, das er mit Interesse angeschaut hätte, so schnell verschluckt worden, schneller verschluckt worden, als er hätte denken können, dass er darum das Gefühl gehabt hätte, schon immer in dem Bild gewesen zu sein. In all den Bildern, die ihn verschluckt hätten, hätte er sich auch nie zu Recht

gefunden, weil er nicht hätte nachvollziehen können, wie er in sie hineingeraten war. Er wäre immer in die Bilder hineingefallen, er wäre immer auf die Bilder hereingefallen, sagte er. Er wäre durch die offene vordere Seite des Bildes, die aufgerissene Seite des Bildraumes in das Bild, in den Bildraum hineingefallen, sagte er. Die Schauseite des Bildes wäre eine Unverschämtheit, sagte er, die Schauseite des Bildes wäre eine Schamlosigkeit ohne gleichen. Darum hätte er sich angewöhnt, die Bilder nur noch von hinten anzuschauen. Von hinten gesehen hätten Bilder noch Anstand, eine gewisse Zurückhaltung. Er würde Bilder, wenn überhaupt, nur noch von hinten anschauen, von ihrer ehrlichen Seite würde er sie anschauen, sagte er. Von vorne würde er sich den Bildern gar nicht mehr nähern, er hätte es sich abgewöhnt, die Bilder von vorne anzugehen, sagte er. Jeder könne ja durch diese vordere obszöne Seite ins Bild hineinglotzen. Er wäre ja selber der Schamlosigkeit dieses obszönen Angebotes so oft verfallen und hätte ins Bild geglottzt, hätte hineingelotzt und wäre ins Bild gefallen, sagte er, und alle anderen, die nach ihm gekommen wären, hätten da natürlich auch hineingelotzt, und sie hätten ihn dann, der er schon ins Bild hineingefallen wäre, natürlich angeglotzt. Er fühle sich tausendfach angeglotzt, weil er auf die Bilder hereingefallen wäre, würde er sich, sagte er, von überall her angeglotzt fühlen. Er wäre mittlerweile in so vielen Bildern drin, sagte er, und er wüsste überhaupt nicht, wie er da je wieder herauskommen könne. Jeder von uns, sagte er, wäre in irgendwelchen Bildern drin und würde dann angeglotzt und, sagte er, man könne sich der Glotzerei nicht erwehren, keiner könne sich der Glotzerei erwehren, weil man das Bild ja nicht gemacht hätte und darum für diese Form der Existenz nicht verantwortlich sein könne, man könne sich das eigentlich nur gefallen lassen, sagte er, obwohl man es sich nicht gefallen lassen möchte, sagte er, er empfinde das als die subtil gemeine Verspätung seiner Existenz, dass er es akzeptieren müsse, für etwas angeglotzt zu werden, das er nicht selbst gemacht hätte, sagte er, dass es nicht möglich sei, gleichzeitig mit dem Bild für das man gehalten würde, an das man sich schließlich verzweifelt selber halten müsse, auf die Welt zu kommen, sagte er. Aber er hätte jetzt keine Lust mehr, über diese Verspätung zu sprechen, er hätte besseres zu tun, als sein Elend zu besprechen, denn er müsse heute seine Bettwäsche wechseln und weil das Wechseln der Bettwäsche im unmittelbaren Bezug zum Schlaf stünde, den er noch nie habe warten lassen, müsse er jetzt unverzüglich die Sache angehen, trotz meines Besuches müsse er die Sache erledigen, sagte er. Das Wechseln der Bettwäsche wäre für ihn eigentlich eine intime Sache, er ließe sich dabei ungern zuschauen, noch nie hätte ihm jemand dabei zugesehen, wenn er die Bettwäsche gewechselt hätte, sagte er. In diesem Falle aber, wo ich ja gekommen wäre, um mit ihm über Naturwissenschaften, über den naturwissenschaftlichen Aspekt seiner Arbeit zu sprechen, könne er den experimentellen Charakter des Bettwäschebeziehens hier endlich einmal aufzeigen, er hätte das Beziehen von Bettwäsche immer schon als präzise und sorgfältig durchzuführendes wissenschaftliches Experiment verstanden, sagte er. Eigentlich hebe ich es, sagte er, lange in der gleichen Bettwäsche zu liegen. Es macht mir gar nichts aus, wenn die Bettwäsche etwas Geruch annimmt, im Gegenteil liebe ich den Geruch von lange gebrauchter Bettwäsche, sagte er. Meine Frau hingegen würde am liebsten jede Woche die Bettwäsche wechseln, ich kann dann mindestens eine Woche lang nicht mehr gut schlafen, weil mir der Geruch der gebrauchten Bettwäsche, mein eigener Geruch fehlt. Darum streiten wir uns jede Woche über den Zeitpunkt des Wechselns der Bettwäsche. In letzter Zeit ziehe ich sowieso immer den kürzeren und meine Frau setzt sich durch und wechselt jede Woche die Bettwäsche, sagte er, was ich kaum ertragen kann, nur mein Kissen, hierin sind wir übereingekommen, wird lediglich alle zwei Wochen neu bezogen, also heute sagte er, und es wäre ihm gar nicht recht, wenn ich ihm dabei zuschauen könne, er es jetzt aber des experimentellen Charakters wegen zuließe, sagte er. Man müsse den neuen, frisch gebügelt Bezug erst umstülpen, wenn er nicht schon umgestülpt gebügelt im Schrank läge, was er vorziehe. Das neue polnische Mädchen, das sie im Haus hätten, würde die Bezüge immer richtig herum, also zum Beziehen, eigentlich falsch herum bügeln, so dass er sie vor dem Beziehen immer zuerst noch umstülpen müsste, und das wäre eigentlich eine unnötige Verrichtung, da ja beim Abziehen des gebrauchten Bezuges dieser automatisch umgestülpt würde und so auch gewaschen würde, und man ihn also danach von der falschen, also für das Beziehen richtigen Seite bügeln könnte, der Bezug damit

beim Beziehen bereits richtig zur Hand wäre, so aber das polnische Mädchen die absolut sinnlose Umstülpung des Bezuges vornähme, die er dann durch eine neuerliche Umstülpung des Bezuges rückgängig machen müsse, sagte er und stülpte den Bezug um. Man fahre dann mit den Armen in den Bezug hinein, führte er vor und packe die zwei Zipfel an der gegenüberliegenden, geschlossenen Seite des Bezuges von innen, sagte er und hätte dann die Zipfel fest in der Hand, greife man nach dem Kissen, die beiden Zipfel je wie Greifzangen verwendend. Jetzt wäre es entscheidend, die dem Bezug entsprechenden Zipfel des Kissens richtig zu fassen zu kriegen und mit angewinkelten Ellbogen, damit der Bezug nicht vorzeitig herunterrutsche, das schlappe Kissen hochzuziehen, sagte er und wiederholte, dass es ihm unangenehm wäre, dass ich ihm bei dieser Sache zuschauen würde, wo er sonst doch peinlich darauf achten würde, dass ihn niemand dabei beobachtete. Es wäre dann für ihn, sagte er, immer ein aufregendes Moment, das vom langen Gebrauch mit Spuren und Flecken behaftete noch unbezogene Kissen sich gegen den blendend weißen, sauberen Bezug abheben zu sehen und zu wissen, dass ersteres gleich von diesem überrollt würde, wenn er, wie er jetzt vorführte, die Ellbogen an den Körper drücken würde und wie dann der Bezug über das etwas schmutzige rohe Kissen glitte und eben dieser Bezug nun augenblicklich prall gefüllt an seinen wieder frei gewordenen Händen hänge, sagte er. Er selber würde ganz zu seinem eigenen Vergnügen diese Prozedur mehrere Male wiederholen, was absolut nutzlos sei, außer, dass es ihm ein großes Vergnügen bereite, er es aber, da ich ihm jetzt zuschauen würde, bei dem einen Mal belassen würde, obwohl ihm dadurch ein Vergnügen entginge, das zu genießen ihm erst in zwei Wochen vergönnt sein werde, sagte er. Es würde ihm übrigens die Mühe nichts ausmachen, für dieses Experiment jedes Mal die Matratze und den Rost aus dem Bettrahmen zu entfernen, damit er sich in die ausgeräumte Bettstatt stellen könne, er halte es für unabdingbar, dass diese Handlung im angemessenen Rahmen stattfände, dass er bei dieser Handlung vom Bett eingerahmt würde, sagte er, wie er sowieso finde, man müsse sich für jede Handlung im Leben den richtigen Rahmen aussuchen, dass man für alles, was man tue angeben können müsse, von welchem Standpunkt, aus welcher Bedingung heraus man argumentiere. Wenn er also über Bilder spreche, sagte er, müsse er seinen Standpunkt angeben können, woher er die Frage angehe, was ein Bild sei, sagte er. Zu diesem Zwecke stelle er über sein Bett, quer dazu, seinen Tisch aus Kirschholz, so dass Tisch und Bett, die Insignien seines Weltverständnisses, eine Kreuzform bilden würden, sagte er. Er hätte diese Konstellation, diese Kreuzform, aus der heraus er seine Meinung sage, sagte er, die Konstellation, die seine fatale Bedingung darstelle, öfters schon das Kreuz der Ehe genannt. Die Ehe, das wäre das Kreuz, das er tragen würde, das er mit seiner Frau zusammen gemeinsam tragen würde und aus dem heraus er über Bilder sprechen würde. Er könne hier am Tisch sitzen und Holzmaserung anschauen oder er könne im Bett liegen und schlafen. Von hier aus, aus der Überkreuzung seiner Wach- und Schlafexistenz heraus, aus seiner Verfrühung, wie Verspätung in einem heraus könne er sich mit der Frage auseinandersetzen, was ein Bild sei, sagte er. Nur aus seinem Anachronismus, seiner Unzeitgemäßheit, die er hier ja nun schon ausführlich beklagt hätte, könnte er von der Gegenwart des Bildes sprechen. Und als Gegenwart müsse er sie vorerst einmal ansprechen, denn man sage von einem Bild, dass es etwas repräsentiere, das ein Bild eine Repräsentation wäre. Ein Bild bringt das, was es zeigt in die Gegenwart, wird gesagt, sagte er. Man höre das Wort Präsens ja deutlich genug im Wort Repräsentation, dass also das Bild eine Vergegenwärtigung sei, sagte er. Das könne einem ja einen gehörigen Schrecken einjagen, ihm würde das jedenfalls einen gehörigen Schrecken einjagen, dass das Bild die Zeit wäre oder die Zeit hätte, die er als notorischer Anachronist erfahrenermaßen nicht hätte. Wenn also das Bild als Vergegenwärtigung die Gegenwart hätte, dann bestimmt nicht die seine, sagte er, sondern die von jemand anderem. Er wolle seine Unfähigkeit nun gewiss nicht verallgemeinern, sagte er, aber er tue es aus guten Gründen jetzt trotzdem, sagte er. Was der Menschengattung fehle, wäre die Gegenwart, sagte er, das Humane ist schlechterdings anachronistisch, sagte er und damit wäre die behauptete Vergegenwärtigung im Bild jedenfalls etwas, das mit dem Menschen nichts zu tun hätte, dem Menschen nicht zustünde, etwas Inhumanes, sagte er, worüber nun einige das Kreuz schlagen würden und warum er halt in sein Kreuz steigen

würde, was man seinetwegen symbolisch verstehen möge, sagte er. Er hätte aber auch gesagt, sagte er, dass er die Bilder lieber von der Rückseite betrachte, schon immer aus Skepsis vor deren Präsenz die Rückseite der Bilder lieber betrachtet hätte, und das sähe man bekannterweise meisten ein Rahmenkreuz, das allein der Stabilisierung der Bilder dienen würde. Er würde jedenfalls seine Bilder immer mit Rahmenkreuz machen lassen, sagte er und er wäre noch nie auf die Idee gekommen, das Rahmenkreuz der Bilder anders als praktisch zu verstehen. Er sähe nicht überall Kreuze, sagte er, weiß Gott nicht und er wolle jetzt lieber hier ein weiteres Experiment vorführen, sagte er. Man nimmt ein Glas und füllt es zur Hälfte mit Wasser, sagte er. Darüber gießt man die gleiche Menge Öl. Es ist jedes Mal wieder ein Vergnügen zuzuschauen, wie das Öl ins Wasser eindringt, sich aber doch nicht mit dem Wasser vermischt, sondern nach einer Weile sich Öl und Wasser in einer klar erkennbaren Fläche trennen, sagte er. Beim Betrachten der Fläche zwischen Öl und Wasser hätte er sich öfters gefragt, sagte er, zu welchem der beiden Flüssigkeiten diese Fläche gehöre, ob sie die Oberfläche des Wassers oder die Unterfläche des Öls wäre, sagte er, hätte er sich gefragt. Er hätte sich auch nach längerer Betrachtung nicht entscheiden können, zu welcher der beiden Flüssigkeiten er nun die Fläche zählen sollte, was ja auch nicht ginge, sagte er, dass man also darauf käme, dass die Fläche zwischen Wasser und Öl keinem der beiden Medien angehöre, sondern für sich selbst sei, sagte er. Wenn man aber sich vorstelle, im Geiste vorstelle, die beiden Flüssigkeiten an der Stelle, wo sie sich berührten auseinander zunehmen, um die Fläche dazwischen selbst zu haben, so wäre diese, wenn er sich das genau vorstelle, nicht mehr da. Er sei also zum Schluss gekommen, sagte er, dass es die Fläche zwar gäbe, man könne sie ja immerhin sehen, dass sie aber nicht existiere, also nicht sei. Er wolle hier auf den sprachlichen Unterschied zwischen Geben und Sein verweisen. Es könne eben etwas geben, das noch lange nicht sein müsse, wobei er auf die Frage, wer das Es wäre, das da gibt, lieber heute verzichten möchte. Jedenfalls, bei der Berührung von Wasser und Öl gibt es die Fläche dazwischen, sagte er. Sie ist das Ergebnis dieser Berührung, dies jedenfalls kann man sehen, sagte er. Er hätte immer schon gesagt, sagte er, dass das Sichtbare ein Gegebenes sei, eine Gabe sei, die wir mehr empfangen würden, dass also der Schein ein Gegebenes sei und wir diesen Schein nur aus der Perspektive des Seins als scheinbar denunzieren würden, weil der Schein eben nicht existiere. Der Unterschied zwischen Existenz und Gabe zwischen Sein und Geschenk wäre ein Problem, dem die deutsche Sprache nicht gewachsen wäre, sagte er. Da sei er froh um die Erfahrung seiner Kindersprache, des Schweizerdeutschen. Im Deutschen wäre immer alles mit der Existenz verknüpft. Das Deutsche mache seine Sätze vorzugsweise mit Ist, sagte er, wohingegen das Schweizerdeutsche sage, es het, es git, sagte er. Ein Schweizer fragt: Hets no Hordöpfel, gits no Hordöpfel? Hat es noch Kartoffeln oder gibt es noch Kartoffeln? Wie er so, noch zu Beginn seiner Zeit in Deutschland in einem Geschäft nachgefragt hätte, sagte er, hätte man ihm erwidert, nein, aber es wären noch Kartoffeln da, es sind noch Kartoffeln da, sage der Deutsche, sagte er. Um auf Öl und Wasser zurückzukommen, sagte er, er hätte bei deren Betrachtung immer auch an die Bilder gedacht und sich gefragt, ob es sich dabei nicht gleich verhalte, sagte er. Er hatte sich gefragt, wenn er auf Bilder schaue, ob er dann die Bildoberfläche sehe, wenn man die fatale Bedingung aus der heraus wir Bilder anschauten, denn auch Wirklichkeit nennen könnte, sagte er. Er wäre dann zum gleichen Schluss gekommen, dass zwischen dem, was sich in einem Bild eröffne und unserer Wirklichkeit gar nichts sei, dass das, was wir als Bild bezeichnen würden gar nichts sei, sondern lediglich eine Grenze wäre, an der eine Wirklichkeit aufhöre zu sein, und eine andere Wirklichkeit sich zu erkennen gäbe, sagte er. Die Grenze aber, das Bild wäre gar nichts, sie wäre überhaupt nicht, woraus er geschlossen hatte, sagte er, dass Bilder, die wir dazwischen sehen würden, dort gar nicht existieren können, sagte er. Damit hätte er bewiesen, dass Bilder nicht existieren. Er hätte mit seinem Experiment, mit Wasser und Öl bewiesen, dass Bilder nicht existieren, was nicht heiße, dass es sie nicht gäbe, dies müsse er der sprachlichen Korrektheit zuliebe hier anfügen. Er wolle sich aber den Lorbeer der wissenschaftlichen Entdeckung, dass Bilder nicht existieren, nicht aufsetzen, sagte er, er hätte damit ja nur nachvollzogen, was Moses in Kapitel drei, Genesis schon lange formuliert hätte, sagte er. Du sollst dir kein Bildnis machen, hätte Moses als Verbot formuliert, sozusagen im Stile der Zeit formuliert, die

heutige Art und Weise eine Wahrheit festzustellen, sagte er, wäre aber eben der wissenschaftliche Beweis, man würde Experten befragen, die dann etwas wissenschaftlich beweisen würden, und er hätte die mosaische Wahrheit wissenschaftlich, als befragter Wissenschaftler jetzt bewiesen, sagte er, er wäre sozusagen ein wissenschaftlicher Ikonoklast, sagte er, er hätte seinem protestantischen Erbe hier Rechnung getragen. Und er wäre froh, dass er mit der Nichtexistenz des Bildes mit dieser wissenschaftlichen Anästhesie, auch die Sache der Vergegenwärtigung, die Sache mit der Repräsentation ad acta gelegt hätte, sagte er. Er wäre so froh, sagte er, so erleichtert, sagte er, dass er diesen Gegenwartszwang, diesen Vergegenwärtigungszwang, diesen Seinsterror, damit ad acta gelegt habe, sagte er. Ihn habe diese Darstellungssucht, diese Zeigeilheit, diese Ausstellungsunzucht kaputt gemacht. Wenn es etwas gäbe, das sein Leben grundsätzlich unglücklich gemacht hätte, unglücklich hätte werden lassen, dann wären das Ausstellungen gewesen. Der Besuch von Ausstellungen hätte ihn ins Unglück gestürzt, diese Exhibitionismen hätten ihn unglücklich gemacht. Noch in jeder Ausstellung hätte er sich überfordert gefühlt, sagte er, von der Schamlosigkeit all der Vergegenwärtigungen, der Impertinenz dieser Bedeutungsanheischungen hätte er sich überfordert gefühlt, aber aus den Ausstellungen hinauszurennen hätte ihn auch nicht gerettet, sagte er, draußen wären die Kunstaustellungen gleich weitergegangen, das ganze Leben wäre eine ganze Kunstaustellung gewesen, eine kontinuierliche Vergegenwärtigung, eine impertinente Ausdünstung von Zeitgeist, die ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht hätten, sagte er. Ihn würde das so aufregen, sagte er, dass er sich erst einmal beruhigen müsste und das einzige, was ihn beruhige, wäre fließendes Wasser. Er hätte das schon bei seinen Kindern erlebt, dass die sich bei fließendem Wasser beruhigen würden, sagte er. Er hätte seine Kinder immer ans fließende Wasser gestellt, um sie zu beruhigen. Wenn er ihnen den Wasserhahn aufgedreht hätte und ihnen einen Stuhl vors Wasserbecken gestellt hätte und ihnen einen Löffel oder weiß was gegeben hätte, das sie unter das fließende Wasser hätten halten können, hätten sie sich augenblicklich beruhigt, sagte er. Das habe ich von den Kindern gelernt, sagte er, sich am Wasser zu beruhigen. Es gibt nichts Beruhigenderes als Flüssiges in Flüssiges zu gießen, sagte er. Um mich zu beruhigen, sagte er, gieße ich Wasser von einem Gefäß ins andere, sagte er. Er wäre, könne man sagen, sagte er, ein schöpferischer Mensch. Schöpfen, Wasser schöpfen, wäre ihm das Liebste, wenn er gekonnt hätte, hätte er das ganze Leben nur Wasser geschöpft, sagte er, er hätte das viel zuwenig gemacht, sagte er. Beim Schöpfen von Wasser wäre ihm auch der Vergleich von Bildern mit Wasser gekommen. Bilder wären wie Wasser hätte er gesagt, sagte er. Er hätte das immer wieder gesagt, sagte er, das wäre bekannt und er fände diesen Vergleich auch heute noch schlüssig, sagte er. In der Betrachtung des Wassers, in der Betrachtung seiner Oberfläche und dem Hineinschauen in das Wasser, in die Tiefe des Wassers, - er hätte saturnisches Gemüt, das hätte er nie bestritten, sagte er, im Anblick der Tiefe des Wassers hätte sich ihm die Bildtiefe erschlossen, sagte er. Die Assoziation von Wassertiefe und Bildtiefe sei sein Verdienst, das würde er jederzeit und an jeder Stelle reklamieren, sagte er, und wenn es jemanden gegeben hätte, der die Moderne überwunden hätte, sagte er, dann war er das, er hätte die Moderne überwunden, weil er ein positives Verhältnis zur Bildtiefe gefunden hätte, weil er sich beim Anblick von Wasser nie geängstigt hatte, vor der Tiefe des Wassers nie geängstigt hätte, sondern die Tiefe des Wassers ihn vielmehr beruhigt hätte, sagte er. Die Moderne beruhe doch in einer einzigen Angst vor der Bildtiefe. Die Moderne, sagte er, ist die Angstbesessenheit vor dem Abgrund der Bildtiefe. Keine Epoche hätte so viel Angst vor der Tiefe gehabt, wie die Moderne, sagte er und darum hätte keine andere Epoche so flache Bilder gemalt wie die Moderne. Die flachsten Bilder sind die modernen Bilder, nie war eine Epoche flacher als die Moderne, die Moderne wäre das Flachste, was er kenne, sagte er aus Angst vor der Tiefe wäre sie so flach gewesen, aus Angst vor der Sinntiefe, sagte er. Der Moderne fehlte das Maß, die Tiefe auszuloten, vor der sie eine darum verständliche Angst gehabt hätte, sagte er, ihr fehlte ein Maß, die Tiefe zu erfassen. Er aber hätte ein solches Maß gefunden, um die Bildtiefe zu ergründen, sagte er und so hätte er die Moderne überwunden, er hatte, sagte er, ein Maßsystem zur Auslotung und Erfassung der Bildtiefe entwickelt und hätte darum den Zugang zum Bildinhalt, zum Bildgehalt erst erschlossen. Mit der Vermassung der Bildtiefe hätte er den

Bildgehalt erschlossen, sagte er, denn er hätte als erster die Bildtiefe geeicht. Seine geeichten Bildtiefen könne man neben die ‚Unterweisung der Messung‘ von Dürer, könnte man neben die ‚Trois Stoppages Etalons‘ von Duchamps stellen, sagte er. Er schlafe viel und seinem Schlaf verdanke er das Maßsystem der geeichten Bildtiefen. Wenn er nicht Wasser geschöpft hätte, hätte er geschlafen, sagte er und im Schlaf in den unterschiedlichen Tiefen seines Schlafes hätte er die Tiefen der Bilder erkannt, in seinem Schlaf, in der Tiefe seines Schlafes, wäre er der Bildtiefe begegnet, sagte er. Im Schlaf hätte er die Bilder ergründet, schlafend hätte er die Weite und Tiefe des Bildraumes erfasst. Seinem Schlaf verdanke er das Maß, mit dem er die Bildwelt hätte erschließen können, und er hätte das Maßsystem in einem Schrank, in einer Vitrine untergebracht und er hätte den Schrank als Auflage konzipiert, damit dieses epochale Maßsystem auch seine Verbreitung fände, sagte er. Wenn er im Taxi fahre, und dort das geeichte Taxameter sähe, denke er jedes Mal an seinen Glasschrank, denke an seine geeichten Gläser, die er dahinein gestellt hatte. Im Taxi stelle er sich vor, wie sein Glasschrank in jedem öffentlichen Gebäude stehen könnte und wie der Glasschrank so das Gefühl von Sicherheit verbreiten würden, dass wir von unseren Visionen nicht betrogen werden können, da wir dafür, durch ihn, ein geeichtes, verbürgtes Maßsystem hätten, so wie uns das geeichte Taxameter das sichere Gefühl geben würde, dass wir vom Taxifahrer nicht beschissen würden, so könnte sein Glasschrank das sichere Gefühl vermitteln, dass wir vom Leben nicht beschissen werden, sagte er, das, sagte er, denke er immer, wenn er im Taxi fahre, dann denke er immer an seinen Glasschrank, den bisher noch keiner hätte kaufen wollen und Zuhause stünden all die geeichten Gläser herum, die er direkt in Auflage habe produzieren lassen, so wie auch Dürer seine Unterweisung der Messung gleich in Kupfer gestochen hätte, damit sie die richtige Verbreitung finden würde, sagte er, darum würde er immer an Dürer denken, wenn er im Taxi fahre und wäre gleichzeitig in Sorge, dass Zuhause sein Eichsystem zu Bruch ginge, weil bei ihm Zuhause durch die Kinder eigentlich alles zu Bruch ginge, sagte er. Was ihm in dieser doch recht aussichtslosen Situation geblieben sei, sei allein der Schlaf und er schlafe darum heute noch öfters als früher, sagte er. Er hätte nämlich festgestellt, sagte er, dass der Schlaf die einzig angemessene Weise wäre, sich auf Bilder einzulassen, der Schlaf wäre die Weise, wie er jedenfalls sich den Bildern noch zueignen könne. Im Schlaf könne er sich den Bildern geben, sagte er, er könne sich den Bildern hingeben. Er hätte ja nachgewiesen, wissenschaftlich bewiesen, dass Bilder nicht existierten, dass sie nur scheinen würden, dass sie sich im Schein geben würden, sagte er, und so wie die Bilder sich im Schein geben, sagte er, so gebe ich mich den Bildern im Schlaf. Das Scheinen der Bilder aber wäre sehr schwach, das müsse er hier sagen, sagte er, der Schein der Bilder ist sehr schwach, er wolle nicht sagen, schwach geworden, er wüsste nicht, ob Bilder einmal mehr geschienen hätten als heute. Das Scheinen der Bilder, hätte er jedenfalls den Eindruck, sagte er, hätte sich offensichtlich nach innen gekehrt, die Bilder hätten ihr Scheinen in sich gekehrt, die Bilder hätten ihr Scheinen in sich selbst hinein genommen, sagte er, so wie wir es von schlafenden Menschen kennen würden, sagte er, von denen er immer den Eindruck gewonnen hätte, dass sie ihr Scheinen im Schlaf in sich hinein genommen hätten, sagte er. Die schlafenden Menschen schienen im Schlaf nach innen, den Tagesschein des Menschen hätte der schlafende Mensch in sich gekehrt und beschiene sich schlafend in einer anderen, ihm jedenfalls nicht zugänglichen Welt, sagte er. Dass die Bilder nicht mehr nach außen schienen, aus sich heraus schienen, sondern in sich hinein, deutete er, sagte er als Anzeichen ihres Schlafes. Er sagte, er glaube, ja er sei der festen Überzeugung, sagte er, dass Bilder schliefen. Bilder schlafen, sagte er. Bilder hätten immer schon geschlafen, seit er sich erinnere, hätte er Bilder nur schlafend angetroffen, sagte er. Die momentane, die epochale Verfasstheit der Bilder ist der Schlaf, sagte er. Er wüsste nicht, wann die Bilder eingeschlafen seien, es gäbe keine Hinweise, er wüsste auch nicht, warum die Bilder eingeschlafen seien, sagte er, aber ihm wäre schon bei der ersten Begegnung mit Bildern, das Ferne an ihnen aufgefallen, ihm wäre die Stille, die die Bilder umgeben hätte, sofort aufgefallen, und er wüsste jetzt auch, warum man augenblicklich still würde, wenn man vor Bilder trete, sagte er. Man wäre fast etwas erschrocken darüber, dass sie schliefen und deswegen wäre man augenblicklich still, wenn man vor die Bilder hintreten würde, sagte er, darum diese Schlafsaalstimmung, darum

diese ermüdende Schlafsaalstimmung in den Museen, diese Schlafesstille in den Räumen der Museen. Ein Museum wäre eine einzige große Schlafstelle, ein Jahrhunderte umfassender großer abgrundtiefer Schlaf, sagte er. Und er hätte auch keine Ahnung, wann die Bilder wieder aufwachen würden, er könne das nicht voraussagen, sagte er. Das einzige, was er tun könne, und er würde es wie gesagt jetzt öfters als sonst tun, er lege sich zu den Bildern und schlafe mit ihnen, dann wäre er den Bildern nahe, auf gleicher Ebene wäre er mit ihnen. Manchmal würde es ihm gelingen, äußerst selten, sagte er, dass er schlafend in sie hinüberwechseln könnte, schlafend könne er den Raum ihres Schlafes betreten, aber eigentlich, sagte er, möchte er mir darüber nichts sagen, es wäre schon geschehen, aber eigentlich könne er das gar nicht erzählen, dass er dort in den schlafenden Bildern erwacht wäre, darüber möchte er jetzt aber nichts sagen, sagte er. Eines aber wüsste er jetzt, er wüsste, sagte er, warum er immer so müde sei. Er wäre ja andauernd, tagaus und tagein und auch in der Nacht dauernd von den schlafenden Bildern umgeben, er wäre von dieser enormen Müdigkeit der Bilder umgeben, sagte er. Die Müdigkeit der Bilder hätte ihn so müde gemacht. Seit Jahren wäre er nur müde, man könne sich gar nicht vorstellen, wie müde ihn die schlafenden Bilder gemacht hätten. Er hätte, sagte er, aber in diesen Jahren Rücksicht gelernt, umgeben von Schlaf wäre er rücksichtsvoll geworden, er hätte es sich angewöhnt, leise zu sein, er wäre einer der leisesten Menschen geworden, sagte er. Er wäre die letzten Jahre im Haus nur noch herumgeschlichen. Besonders als die Kinder noch klein gewesen wären, wäre er im Haus nur geschlichen, sagte er, sie hätten ja so viele Kinder, sagte er, und die Kinder hätten überall im Haus herumgelegen und geschlafen, sagte er. Auf dem Sofa hätten die schlafenden Kinder gelegen, im Elternbett hätten sie gelegen und geschlafen und im Kinderwagen hätten sie gelegen und geschlafen, und er wäre immer mit angehaltenem Atem durch die Wohnung geschlichen, damit sie nicht erwachen. Sein Haus wäre eine einzige große Schlafstelle gewesen, sagte er, irgendwo hätte immer ein Kind gelegen und geschlafen, sagte er. Diese Herumschlaferie wäre für ihn eine gute Übung gewesen, eine Gewöhnung wäre es für ihn gewesen, sagte er, sich an den Schlaf zu gewöhnen. Er hätte sich an den Schlaf gewöhnt, ihm würde der Schlaf nichts mehr ausmachen, er wäre ganz auf den Schlaf eingestellt, er könne sich sogar mit geschlossenen Augen heute zwischen Schlafenden bewegen, sagte er. Wichtig, sagte er, das Wichtigste ist, sagte er, dass man Schlafende nicht anschaut. Wenn es noch ein Tabu gäbe, dann wäre das der Schlaf. Wenn es noch eine Scheu gäbe, eine heilige Scheu gäbe, die einen ergreifen könne, so ergreife einen eine solche heilige Scheu vor dem Schlafenden. Schlafende dürfe man nicht anschauen unter keinen Umständen anschauen.

Er hätte es gemerkt, wenn er seine Kinder doch manchmal angeschaut hätte, wie sie schliefen, er hätte sofort gemerkt, dass er etwas Ungehöriges getan hätte, die Kinder hätten sich im Schlaf auch dann bewegt, wären unruhig geworden, wenn er sie trotz besseren Wissens angeschaut hätte, und er hätte es nie wieder getan, nie wieder hätte er schlafende Kinder angeschaut, auch wenn es rührend wäre, das Angesicht des schlafenden Kindes, dieses kleine Gesicht, wie es ganz dem Schlaf hingegeben wäre, sagte er, er hätte das nie mehr getan. Er hätte immer den Schlaf respektiert, als Tabu respektiert, sagte er, und darum glaube er auch, sagte er, dass man schlafende Bilder nicht anschauen dürfe. Schlafende Bilder darf man nicht anschauen, sagte er. Das wäre kein Verbot, sagte er, nie würde er es wagen, ein Verbot auszusprechen. Dass die schlafenden Bilder nicht angeschaut werden dürften, wäre kein Verbot, sondern eine Selbstverständlichkeit. Jeder vernünftige Mensch würde einsehen, dass man Schlafende nicht anschaut, dass man sie nicht begafft, es wäre eine Selbstverständlichkeit, dass man den Schlaf respektiert, sagte er, jeder würde sich angesichts des Schlafes vornehm zurückziehen, er würde darauf achten, dass er keinen Lärm macht, das wäre doch selbstverständlich, sagte er. Leise wären die Leute schon immer gewesen, wenn sie in die Nähe von Bildern gekommen wären, im Museum wäre es schon immer leise gewesen, da hätten die Leute immer schon auf die Stille geachtet, sagte er. Wenn die Leute jetzt wüssten, sagte er, er hatte es jetzt ja gesagt, dass die Bilder schlafen, dann würden die Leute dafür ein Einsehen haben und mit dieser unverhohlenen Gafferei auf die Bilder

Schluss machen, mit der schamlosen Betrachtung von Bildern wäre jetzt Schluss, sagte er, er hätte es jetzt ja gesagt, sagte er. Mit dieser Gier nach Sichtbarkeit wäre jetzt endgültig Schluss, dafür würden die Leute ein Einsehen haben, sagte er, dass sie sich da zurückhalten müssten, sagte er, er wäre sich da sicher, sagte er. Mit Sichtbarkeit hätten die Bilder sowieso nie viel zu tun gehabt, sagte er. Das Sichtbare der Bilder wäre sowieso schon immer ein Missverständnis gewesen, das Unsichtbare der Bilder wäre schon immer interessanter gewesen. Er hätte sich sowieso immer schon für das Unsichtbare der Bilder interessiert, er, sagte er, hätte dem Unsichtbaren der Bilder schon immer den Vorzug vor dem Sichtbaren der Bilder gegeben, sagte er. Daraufhin schloss er das Gespräch, und wir verabschiedeten uns.